



Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien

Kirchenfürst, Gelehrter, Musiker

Freiherr Franz Friedrich Böcklin von Böcklinsau (1745-1813) aus Rust war im Jahr 1790 voll des Lobes für die Menschen im habsburgischen Teil der „Regio“ und meinte, „daß solche Nationen zur Musik vielleicht mehr, als gar viele andere aufgelegt seyen. ... Ueberall fast ist Anlage und Lust zur Musik zu erblicken.“

Der „Musikbaron“ war musikalisch umfassend gebildet und weit gereist – er kannte sich also aus, und so kann man auf sein Urteil ruhig etwas geben und auch sein Lob für die Musik in St. Blasien ernst nehmen: Bei der Einweihung der Kirche im Jahr 1783 sei „eine Chormusik mit

abwechselnden Posaunen, Zinken, Trompeten und Paucken“ aufgeführt worden, „von welcher Art ich in Deutschland noch nie jemals eine gehört habe.“

Verantwortlich hierfür war Fürstabt Martin Gerbert (1720-1793), auch wenn Böcklin seinen Namen nicht nennt und der Fama, Gerbert habe selbst komponiert, keinen Glauben schenken will – hier freilich irrte er. Dieser Martin Gerbert nämlich, den man als Universalgelehrten, Bauherrn und machtbewussten Kirchenpolitiker kennt, war in der Tat schon früh als Komponist hervorgetreten: 1747, da war der am 11. August 1720 in Horb a.N. Geborene seit gut zehn Jahren

Benediktiner in St. Blasien und seit drei Jahren Priester, veröffentlichte er zwölf Offertorien für Soli, Chor und Orchester. Offertorien, also Werke zur Gabenbereitung, boten Sängern und Musikern eine willkommene Gelegenheit, ihr Können zu zeigen, wenn das Geschehen am Altar ein paar Minuten Luft bot.

Gerberts Beiträge fügen sich anstandslos in diese Tradition: Stilistisch zwischen Barock und Klassik angesiedelt, führen sie auf engem Raum in zumeist drei Sätzen das ganze Spektrum der damals aktuellen Tonkunst vor. Melodioselig oder virtuos, harmonisch teils schlicht, teils überraschend, teils gelehrt-kontra-

punktisch, die Singstimmen umrahmt von Streichergirlanden, Oboenmelos oder Trompetengeschmetter, der Text mittels musikalisch-rhetorischer Figuren ausgedeutet – Gerbert zeigt, was er bei seinen Lehrern in der vorderösterreichischen Hauptstadt alles gelernt hat. Zu hören sind diese Werke auf einer CD, die der frühere Freiburger Domkapellmeister Raimund Hug – der in Wien studiert hat und somit musikalisch auch eine Art Habsburger ist – 1999 für „Ars Musica“ einspielte.

Rund drei Jahrzehnte nach seinem Erstlingswerk wollte Gerbert, seit dem 15.

MARTIN GERBERTS KIRCHENMUSIKALISCHE MISSION WAR FÜR DAS KLOSTER IN ST. BLASIEN ERFOLGREICH.

Oktober 1764 Fürstabt, von derlei Musik nichts mehr wissen. „Ich habe hier immer Krieg mit meinen Musikanten“, schrieb er 1775 und klagte, ihnen ginge es gar nicht um wirkliche Andacht, sondern nur darum, dass „der Violinist sein Rock is Bockis geschwind wie der Wind [zu] zeigen, der Vokalist aber seine Gurgel zum waschen“ Gelegenheit finde.

Kurz zuvor, 1774, hatte Gerbert unter dem Titel „De cantu et musica sacra“ eine umfassende Geschichte der Kirchenmusik publiziert, um „dadurch den erstaunlichen Mißbrauch in dieser Sache vor Augen zu legen ..., gleich als wären die Musikanten von dem Bösen, behüet uns Gott, angestellt, den wahren Gottesdienst zu verderben [und] den Tempel Gottes ... zu einer Schaubühne oder wohl gar Tanzplatz zu machen“.

Als Beispiel für unverdorbene Kirchenmusik hatte er dem Werk eine wohl selbst komponierte „Missa in Coena Domini“ (Messe für Gründonnerstag) beigegeben, die sich grundlegend von seinen „Jugendsünden“ unterscheidet und versucht, an die klassische italienische Vokalpolyphonie anzuknüpfen. Damit

scheint Martin Gerbert seine ohnehin nur halbherzig verfolgte Karriere als Komponist endgültig beerdigt zu haben. Freilich hatte er ganz andere Sorgen, denn der klosterfeindliche Zeitgeist herrschte mittlerweile auch am Wiener Kaiserhof und bedrohte St. Blasien ganz existenziell – Gerbert war nun als Fürst und Politiker gefordert. Insgesamt fünf Mal zwischen 1772 und 1790 nahm er die Strapazen einer Reise in die ferne Reichshauptstadt auf sich und hielt sich teils monatelang in Wien auf, um in oft mühseligen Verhandlungen das Kloster und Fürstentum zu retten.

Diese diplomatischen Missionen waren, wie ein Zeitgenosse schrieb, „mit unendlich vielen Verdrießlichkeiten, Sorgen und angstvollen Stunden verbunden“ und somit sicherlich keine Vergnügungsfahrten, zumal Gerbert „der religiösen Armut stets eingedenk, durch beschleunigte Reise und, soweit es seine Würde zuließ, durch größtmögliche Sparsamkeit unmäßigen Aufwand zu vermeiden suchte“. Dennoch wäre ihm zu wünschen, dass er ab und an das reiche musikalische Leben in Wien genossen hat. So weilte er beispielsweise von Ende März bis Mitte August 1786 dort, just als Mozarts neueste Oper „Le nozze di Figaro“ für nicht wenig Aufsehen sorgte.

Seine politischen Ziele erreichte Gerbert, denn es gelang ihm, die Existenz von St. Blasien vorerst zu sichern. Auch seine kirchenmusikalische Mission war für das Kloster erfolgreich, wie der „Musikbaron“ 1790 bestätigt: „In dem Benedictiner Stift sanct Blasi hört man einen besonders guten und schönen Choral“, der „große Aehnlichkeit mit dem Choralgesang in der großen Peterskirche zu Rom“ hat. Dass mit der Säkularisation im Jahr 1807 das Fürstentum aufgelöst und dem badi-schen Staat einverleibt und dass zugleich auch der Kirchenmusik in St. Blasien der Garaus gemacht wurde, musste Martin Gerbert, der am 13. Mai 1793 verstarb, nicht mehr miterleben.

Christoph Schmider<